

Freiheit, Moral und Logik in der Philosophie Sartres

Alfred Dandyk

Einleitung

Sartre beabsichtigte, eine Philosophie der Moral und der Politik auszuarbeiten. Schon am Beginn seiner philosophischen Karriere ließ er erkennen, eine Ethik auf der Basis eines geläuterten historischen Materialismus entwerfen zu wollen:

Mir schien immer, daß eine so fruchtbare Arbeitshypothese wie der historische Materialismus zur Begründung keinesfalls die Absurdität des metaphysischen Materialismus erforderte...Mehr braucht man nicht, um eine absolut positive Moral und Politik philosophisch zu begründen. (Sartre, Die Transzendenz des Ego)

Il m' a toujours semblé qu' une hypothèse de travail aussi féconde que le matérialisme historique n' exigeait nullement pour fondement l'absurdité qu'est le matérialisme métaphysique...Il n'en faut pas plus pour fonder philosophiquement une morale et une politique absolument positives. (Sartre, La transcendance de l'Ego)

Es ist ihm allerdings nicht gelungen, dieses Vorhaben abschließend zu realisieren. Das ist bemerkenswert, weil Sartre damit in seinem eigentlichen Anliegen als gescheitert gelten muss. Die Frage lautet allerdings, *warum* er seine Idee nicht verwirklichen konnte. Ein Grund könnte sein, dass die Struktur seiner phänomenologischen Ontologie, seine existentielle Psychoanalyse, diesem Vorhaben im Wege stand. Könnte es sein, dass die Idee der Freiheit mit der Vorstellung einer Moral-Philosophie unvereinbar ist? Ist es nicht so, dass eine bestimmte Moral entsprechende Werte definiert und die Absolutheit dieser Werte ihrer eigentlichen Quelle, nämlich der Freiheit, widerspricht?

Es ist das Ziel dieses Aufsatzes, diese Frage etwas genauer zu untersuchen. Insbesondere interessiert hier, ob Sartre an sich selbst gescheitert ist, ob man ihm also einen Fehler nachweisen kann, oder ob man eher anerkennen muss, dass er ein unvermeidbares Problem der menschlichen Existenz aufgedeckt hat, ein Problem, das man gründlich untersuchen sollte, bevor man es mit fragwürdigen moralischen Konstruktionen zudeckt.

Moralische Perspektiven in *Das Sein und das Nichts*

Am Ende von *Das Sein und das Nichts* findet man unter der Überschrift *Moralische Perspektiven* weiterführende Gedanken Sartres zu diesem Thema. Vor allem lässt er hier erneut erkennen, dass sein Interesse einer zukünftigen Moral-Philosophie gilt:

Alle diese Fragen...können nur im Bereich der Moral beantwortet werden. Wir werden ihnen unser neues Buch widmen. (Sartre, Das Sein und das Nichts)

Toutes ces questions...ne peuvent trouver leur réponse que sur le terrain moral. Nous y consacrerons un prochain ouvrage. (Sartre, L' être et le néant)

Sartre ist in dem genannten Kapitel zunächst daran gelegen, das Verhältnis von Ontologie und Moral zu klären. Seiner phänomenologischen Ontologie entsprechend gelten folgende Voraussetzungen: Ontologisch betrachtet ist der Mensch eine *Interne Nichtung des Seins*. Er ist das Sein in der Weise, dieses Sein nicht zu sein. Man muss deswegen im Rahmen der menschlichen Realität zwischen dem An-sich-sein und dem Für-sich-sein unterscheiden. Das Prinzip des An-sich ist die *Identität*, das Prinzip des Für-sich ist der *Mangel an Identität*. Infolgedessen gleicht das menschliche Leben einer *Suche* nach Identität. Angestrebt wird die Synthese von An-sich und Für-sich: Man verfolgt das Ziel, den Mangel an Identität in eine Übereinstimmung mit sich selbst zu verwandeln.

Die Erfüllung dieses Strebens ist jedoch unmöglich, weil die Synthese von An-sich und Für-sich widersprüchlich ist. Denn dasjenige, was vom Prinzip her ein Mangel ist, kann sich nicht in ein Seiendes ohne Mangel verwandeln. Die Verbindung zwischen beiden Bereichen des Seins muss vielmehr eine Art von *Schwebezustand* sein. Insofern ist der Mensch eine Infragestellung seiner selbst: Er befragt seine Existenz und beantwortet diese Frage mit einem Entwurf von sich selbst.

Weil der Entwurf von sich selbst niemals zu einer Koinzidenz mit sich selbst führt, ist das menschliche Bewusstsein in gewisser Weise ein unglückliches Bewusstsein. Es ist hinsichtlich der Einheit und der Kompatibilität seiner ontologischen Strukturen ein Missverhältnis. Sein ontologisches Streben ist so gesehen stets ein Scheitern. Die vergebliche Suche nach einer begründeten Moral ist nur ein Aspekt dieses Missverhältnisses.

An dieser Stelle ist schon zu erkennen, dass der Kontrast zwischen der Freiheit des Bewusstseins, die sich in der Infrage-Stellung seiner selbst manifestiert, und der Absolutheit der ethischen Werte mit der Unmöglichkeit zusammenhängt, die Synthese von An-sich und Für-sich herzustellen. Das Scheitern des Menschen hinsichtlich der angestrebten Synthese tritt in verschiedenen Varianten auf. Eine Spielart ist die Unmöglichkeit, ein *logisches* Verhältnis zwischen Ontologie und Ethik zu realisieren.

Logik im Verhältnis von Ontologie und Ethik

Sartres Untersuchungen in dem genannten Kapitel beginnen mit der Frage nach dem Verhältnis von Ontologie und Moral. Er stellt fest, dass der Versuch, moralische Vorschriften aus den Strukturen seiner Ontologie zu *deduzieren*, scheitern muss. Denn die Ontologie beschäftigt sich definitionsgemäß mit dem, was ist, und aus dem, was ist, kann nicht gefolgert werden, was sein soll:

...es ist nicht möglich, aus ihren Indikativen Imperative abzuleiten. (Sartre, Das Sein und das Nichts).

...il n'est pas possible de tirer des impératifs de ses indicatifs. (Sartre, L'être et le néant)

Kurz: Aus deskriptiven Urteilen können keine normativen Urteile logisch abgeleitet werden (Mittelstraß, Enzyklopädie, Philosophie und Wissenschaftstheorie, Stichwort: Naturalismus). Es ist klar, dass auch dieser Aspekt des Problems mit der Widersprüchlichkeit von An-sich und Für-sich zusammenhängt. Das Für-sich ist ein Mangel an Identität und der Gegensatz zwischen dem, was ist und dem, was sein soll, ist selbstverständlich nur ein Beispiel für diesen Identitätsmangel. Der Versuch, diesen Gegensatz von Sein und Sollen mittels einer logischen Verknüpfung zu überbrücken, muss Schiffbruch erleiden.

Im Bereich des Für-sich tritt das Sein eben als Identität in der Verschiedenheit auf. Die entsprechende Grundstruktur der Identität in der Verschiedenheit ist die Zeitlichkeit mit ihren drei

Ekstasen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Zukunft ist der Bereich dessen, was sein soll, die Vergangenheit und die Gegenwart gehören dagegen zu dem, was war beziehungsweise ist. Man kann das Problem des Mangels an logischer Verbindung zwischen Ontologie und Ethik demnach auch so formulieren: Aus dem was war und was ist, folgt logisch nicht, was in Zukunft sein soll. Die Zukunft ist offen! Klar ist auch, dass die Zeitlichkeit ein Aspekt der Identitätsproblematik ist. Ist der Mensch, der ich in Zukunft sein werde, derselbe Mensch wie derjenige, der ich in der Vergangenheit war oder wie derjenige, der ich in der Gegenwart bin?

Ein Gegenargument könnte lauten, dass Logik gar nichts mit Zeitlichkeit zu tun habe. Logik gehöre zum Bereich der zeitlosen Wesenheiten und die logische Notwendigkeit befinde sich definitionsgemäß außerhalb des Bereichs des Zeitlichen. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass es hier nicht um Logik an sich geht, sondern um die Anwendung der Logik auf die menschliche Realität, und im Rahmen der menschlichen Realität lässt sich die Zeitlichkeit eben nicht vernachlässigen. Wenn man also das Problem des logischen Verhältnisses zwischen Ontologie und Ethik innerhalb der menschlichen Realität untersuchen will, ist die Vermischung von Logik und Zeitlichkeit unvermeidlich. Die Folge ist eine Identitätsproblematik hinsichtlich des Begriffs der Logik.

Man hat also die *Wahl* zwischen der Reinheit der Logik und der Anwendbarkeit derselben auf die Realität. Wählt man die Reinheit, dann ist die praktische Irrelevanz der Logik die Folge, wählt man die Anwendbarkeit, dann wird die Reinheit problematisch. Auch das ist ein Aspekt des genannten Mangels an Identität. Hier ist schon zu erkennen, dass hinsichtlich der menschlichen Realität die Freiheit fundamentaler ist als die Logik. Denn die *Bedeutung* der Logik für die Erforschung der menschlichen Realität ist das Resultat einer vorhergehenden Wahl.

An dieser Stelle ist vielleicht ein kurzer Ausflug in die Philosophiegeschichte hilfreich, um den historischen Kontext des genannten Identitätsproblems besser erfassen zu können. Hegel geht davon aus, dass die Realität logisch erfassbar ist. Allerdings meint er mit dem Wort ‚Logik‘ seine eigene Art der Logik, die *dialektische Logik*. Die Realität, so wie er sie sieht, unterliegt den Gesetzen dieser Logik, und er, Hegel, beschäftigt sich damit, die Gesetze dieser Logik des Realen zu enträtseln. Kierkegaard ist ganz anderer Ansicht und behauptet, dass Realität und Logik streng voneinander getrennt werden müssen. Insofern hat die Logik an sich, in ihrer Reinheit betrachtet, nichts mit dem Realen zu tun. Wittgenstein schließt sich dieser Auffassung Kierkegaards an. Andere Philosophen, wie zum Beispiel Russell, sehen wiederum enge Verknüpfungen der Logik mit anderen Gebieten des menschlichen Geistes, zum Beispiel mit der Mathematik. Russell knüpft damit an die Gedanken des Mathematikers Frege an, der dieselbe enge Verbindung zwischen Logik und Mathematik zu erkennen glaubt. So sehr die verschiedenen Positionen auch differieren, in allen Fällen geht es darum, den Mangel an Identität zwischen der Logik und dem Realen entweder zu überbrücken oder zu vertiefen.

Die Logik versucht, unterschiedliche Aussagen mit dem Band der Notwendigkeit zu verknüpfen. Dabei wird das Prinzip der Identität sowohl hinsichtlich der logischen Objekte als auch hinsichtlich der logischen Regeln vorausgesetzt. Aber genau diese Voraussetzung steht im Bereich des Für-sich in Frage. Denn der Mensch ist eine Infragestellung seiner selbst, also stehen auch alle Voraussetzungen seiner Existenz, zum Beispiel die logischen Regeln in Frage. Folglich ist die Anwendung der Logik in diesem Bereich *problematisch*.

Freiheit und Logik stehen also in einem problematischen Verhältnis. Das ist wohl der tiefere Grund dafür, dass man in der Beziehung zwischen Ontologie und Ethik mit rein logischen Verknüpfungen nicht auskommt. Anders formuliert: Der Mensch ist *Freiheit* und als Freiheit kann er nicht in den Käfig der bloßen Notwendigkeit eingesperrt werden, sei diese Notwendigkeit nun logischer oder anderer Art.

Verschränkung von Ontologie und Ethik

Das ist allerdings nicht das letzte Wort Sartres. Denn die ethischen Werte lassen sich zwar nicht aus einer Ontologie *ableiten*, aber die Ontologie lässt doch *erahnen*, worin ihre Beziehung zur Ethik liegen könnte. Sartre schreibt:

Sie lässt jedoch ahnen, was eine Ethik sein kann, die ihre Verantwortlichkeit gegenüber einer menschlichen Realität in Situation übernimmt. (Sartre, Das Sein und das Nichts)

Elle laisse entrevoir cependant ce que sera une éthique qui prendra ses responsabilités en face d'une réalité-humaine en situation. (Sartre, L'être et le néant)

Das Fehlen einer rein logischen Verknüpfung zwischen Ontologie und Ethik muss ja nicht bedeuten, dass es überhaupt keine Verbindungen zwischen diesen Gebieten gibt. Sartre deutet an, wie diese weichen Kopplungen zu verstehen sind. Die Logik ist der Versuch, das Manko an Identität des Für-sich zugunsten der Identität des An-sich zu beseitigen. Die ungenügende Anwendbarkeit der Logik auf die Realität drückt das Scheitern dieses Versuches aus. Der Mangel ist aus dem Für-sich nicht zu vertreiben. Das Für-sich ist deswegen ein *Skandal* für die Logik.

Wie Sartre schreibt, lässt die Ontologie hinsichtlich der Ethik etwas *erahnen*. Aus der Ontologie lässt sich zwar nichts für die Ethik ableiten (*tirer*), aber eben doch etwas mutmaßen (*entrevoir*). Es gibt für Sartre so etwas wie eine *Intuition der Verantwortung gegenüber einer menschlichen Realität in Situation*. Diese *Verantwortung* ist eine Art des prinzipiellen Selbstverhältnisses. Es handelt sich dabei für Sartre um ein *existentielles Axiom*. Als solches ist es natürlich nicht weiter begründbar. Man muss also versuchen, dieses existentielle Axiom der Verantwortung besser zu verstehen.

Verantwortung

Die Ontologie klärt die prinzipielle menschliche Situation. Demnach ist der Mensch ein Mangel an Identität. Aus dieser Beschreibung folgt zunächst nichts, wenn man unter dem Wort ‚folgt‘ eine logische Deduktion versteht. Da es aber der Mensch ist, der hier eine Aufklärung über sich selbst sucht, der sich hier seine eigene Existenz sichtbar macht, öffnet sich der Horizont für eine weitere Struktur dieser Existenz: die *Zweideutigkeit*. Der Mensch reflektiert über seine *eigene Situation* und kommt infolgedessen zu der Intuition, dass er *gleichzeitig Beobachter dieser Situation und Akteur innerhalb dieser Situation ist*. In ihm erwacht die Ahnung einer *engagierten Erkenntnis*. Dabei handelt es sich um eine Art der Erkenntnis, in der Theorie und Praxis miteinander verschränkt sind. Erkenntnis und Handlung bilden hier eine Einheit; sie dürfen nur im Sinne einer Abstraktion voneinander getrennt werden. Existentiell gesehen sind sie untrennbar miteinander verbunden.

Das heißt, der Mensch erkennt, dass es bei der Frage nach dem Verhältnis von Ontologie und Ethik *um ihn selbst geht*. Wenn die Erkenntnis lautet, dass man seine Identität selbst entwerfen muss, weil man eben ein Mangel an Identität ist, dann folgt, dass der Fragende selbst in Frage steht. Anders formuliert: Der Mensch ist zur Freiheit *verurteilt!* Er muss sich selbst erfinden. Er hat eine Verantwortung für sich selbst!

Der Mensch muss sein Selbst nicht nur selbst entwerfen, er muss auch noch versuchen, dieses Konzept seiner selbst zu *realisieren*. Das heißt, sein Selbstentwurf ist auch ein Weltentwurf. Denn die Realisierung des Selbstentwurfes kann nur im innigen Kontakt mit der Welt erfolgen. Selbst und Welt

bilden eine Verweisungseinheit. Selbstentwurf und Weltentwurf können existentiell nicht voneinander getrennt werden.

Wenn Nietzsche recht hat mit seiner sinngemäßen Formulierung, dass der Mensch das noch nicht festgestellte Tier ist, dann muss der Existierende eben versuchen, sich selbst festzustellen, wobei das Wort ‚feststellen‘ absichtlich in einem zweideutigen Sinn gemeint ist. Die Feststellung seiner selbst und die Feststellung der Welt sind im Begriff der Verantwortung miteinander verknüpft.

Alle diese Formulierungen zeigen immer wieder dieselbe ontologische Struktur an: *Der Mensch ist ein Mangel*. Wie Kierkegaard schon festgestellt hat: Der Existierende ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält. Ein wesentlicher Aspekt dieses Mangels wurde bereits benannt: die Zeitlichkeit. Der Mensch ist seine Vergangenheit in der Weise, sie nicht mehr zu sein und er ist seine Zukunft in der Weise, sie noch nicht zu sein. Er ist, was er nicht ist und er ist nicht, was er ist. Diese delikate Struktur der Existenz nennt Sartre auch eine ‚Anwesenheit bei sich selbst‘. Der springende Punkt ist die Diskrepanz zwischen der ‚Anwesenheit bei sich selbst‘ und der ‚Identität mit sich selbst‘.

Was folgt daraus für die Ethik? Zunächst einmal lässt sich auf dieser Basis deutlicher erkennen, warum unter anderem eine logische Deduktion von der Ontologie zur Ethik nicht möglich ist. Die Anwendung logischer Regeln setzt einen vorgegebenen logischen Raum voraus, eine Menge deutlich unterschiedener Objekte, die vor allem die Eigenschaft haben, nicht zur Subjektivität zu gehören. Vielmehr werden sie von der Subjektivität als außerhalb der Subjektivität liegende, deutlich identifizierbare und dem Gesetz der Identität unterliegende Entitäten definiert: *Logische Objekte sind, was sie sind*. Deswegen sind sie streng von dem Bereich der Subjektivität zu trennen, denn in diesem Bereich herrscht das *Nicht-sein, was man ist*. In diesem Sinne ist Kierkegaard und Wittgenstein recht zu geben: Logik und Realität müssen getrennt voneinander betrachtet werden.

Es geht in der Ethik um den Menschen. Dieser kann kein logisches Objekt sein; denn andernfalls müsste es der Subjektivität möglich sein, sich außerhalb der Menschheit zu setzen, um dann diese Menschheit als äußeres logisches Objekt zu postulieren. Die Subjektivität müsste zum objektiven Weltauge mutieren, zu dem Zweck, sich selbst als Element eines logischen Raumes zu definieren, an dem sie dann als logisches Weltauge die Gesetze der Logik anzuwenden hätte. Die Subjektivität würde auf diese Weise sowohl zu einem *unmenschlichen theoretischen Subjekt* als auch zu einem Mitglied der Menge aller Menschen.

Der Mensch müsste sich also in einen menschlichen und in einen göttlichen Teil aufspalten, um in logischer Korrektheit Ethik treiben zu können. Das heißt: Nur ein Gott könnte eine logisch konsistente Ethik entwerfen! Der Grund dafür ist die *Selbstbezüglichkeit*, die notwendigerweise eine Ethik heimsucht, die von Menschen für Menschen entworfen worden ist. Es gibt also nur zwei Möglichkeiten: Entweder der Mensch wird zum Gott und kann als solcher eine logisch konsistente Ethik entwerfen oder der Mensch bleibt menschlich und eine logisch konsistente Ethik wird aus Gründen der Selbstbezüglichkeit unmöglich.

Diese Analyse zeigt, dass die Tatsache der Selbstbezüglichkeit in einem Missverhältnis zur Logizität der Verbindung von Ontologie und Ethik steht. Diese Selbstbezüglichkeit ist längst als eine Quelle von Paradoxien, Antinomien und Aporien identifiziert worden. Gemäß der Ontologie Sartres sind Paradoxien, Antinomien und Aporien nur Manifestationen des Mangels an Identität im Rahmen des Für-sich-Seins. Diese Missverhältnisse tauchen auf, wenn man versucht, den Mangel an Identität in irgendeine Form der Identität zu verwandeln. Dabei ist zu beachten, dass der Mangel an Logik nicht die totale Abwesenheit des Logischen impliziert, sondern eher einen Schwebestand zwischen dem Logischen und dem Nicht-Logischen. Man kann die Logik zwar anwenden, man wird im Rahmen des Menschlichen jedoch immer wieder an die Grenzen des Logischen stoßen. Der Grund dafür ist die

ontologische Grundstruktur der menschlichen Existenz: der Mangel an Identität. Selbstbezüglichkeit ist nur eine spezielle Variante dieses Mangels.

Ein wesentlicher Grund für die Nichtanwendbarkeit der Logik im Verhältnis von Ontologie und Ethik liegt also in der *Selbstbezüglichkeit* und in der Tatsache, dass der Mensch in Bezug auf sich selbst *nicht die Rolle des objektiven Weltaußerspielen kann*, ohne sich selbst zu widersprechen.

Die genannte Paradoxie der Selbstbezüglichkeit artikuliert die widersinnige Grundsituation des Menschen, die zum Beispiel darin sichtbar wird, dass mit Hilfe einer quasi-logischen Argumentation die Anwendbarkeit der Logik bezweifelt wird. Diese Art von Paradoxie ist auf dieser Argumentationsebene nicht zu vermeiden. Auf diese Weise schließt sich Sartre mit anderen Existenz-Philosophen kurz, die ebenfalls behaupten, dass die Grundlage der menschlichen Existenz ein Mangel an Logik ist. Bei Kierkegaard tritt dieser Mangel als Paradoxie, als Widersinnigkeit, auf, bei Sokrates als Aporie, das heißt als Ratlosigkeit am Ende des Diskurses. Auch der Logiker Frege hat den Mangel an Logik zu spüren bekommen als ihm die antinomische Struktur seines eigenen Systems nachgewiesen wurde. Alle bisherigen Versuche, diesen Mangel an Identität zu beseitigen, sind nicht wirklich erfolgreich gewesen. Die Unvollständigkeitssätze Gödels sind ein Beispiel dafür. Das ist für Sartre kein Wunder: *Denn der Mangel an Identität ist aus dem Für-sich nicht zu vertreiben. Das Für-sich ist Mangel an Sein.*

Alle diese genannten Missverhältnisse des Menschen in der Beziehung zu sich selbst und zur Welt verdeutlichen zwar die Unmöglichkeit einer rein logischen Verbindung zwischen Ontologie und Ethik, sie zeigen aber gleichzeitig einen Weg auf, mit diesen Missverhältnissen umgehen zu können: Der Schlüsselbegriff lautet *Verantwortung*. Verantwortung für sich und Verantwortung für die Welt.

Verantwortung für sich und Verantwortung für die Welt impliziert auch Verantwortung für den Anderen. Denn der Selbstentwurf, der gleichzeitig auch ein Weltentwurf ist, bindet den Anderen in eine Welt ein, die meinem Entwurf entspricht. Entwerfe ich mich als Kommunist im Sinne Lenins, dann sehe ich Welt mit den Augen eines Kommunisten. Folglich erscheint mir der Andere im Licht dieses Weltentwurfes. Der Kapitalist erscheint mir als zu bekämpfender Feind. Hätte ich mich als Christ entworfen, wäre das vielleicht nicht der Fall.

Weil man aus den ontologischen Vorgegebenheiten keine logischen Schlüsse hinsichtlich des ethischen Verhaltens ziehen kann, muss der Mensch die Verantwortung für sich und die Welt übernehmen. Er muss wählen und für diese Wahl die Verantwortung übernehmen. Könnte er diese Wahl logisch begründen, wäre sie heteronom. Der Grund für diese Wahl läge außerhalb seiner selbst, im Raum der logischen Verhältnisse. Da das nicht der Fall ist, ist sie autonom. Die Wahl ist in ihm selbst begründet. Der Mensch *ist* diese Wahl.

Die Analyse der menschlichen Existenz bringt demnach zwei Aspekte zum Vorschein: Es gibt erstens die abstrakte Struktur, die allgemeinen menschlichen Existenzbedingungen. Die beiden herausragenden Komponenten dabei sind der Mangel an Identität und das Streben nach Identität. Weiterhin gibt es die paradoxe Aussage, dass der Mensch zur Freiheit verurteilt ist. Das heißt, er muss wählen, wie er den Mangel an Identität in Identität mit sich selbst verwandeln will. Diese Wahl ist immer konkret, bezieht sich also auf die konkrete Situation des In-der-Welt-seins, allerdings vor dem Hintergrund der abstrakten Existenzbedingungen. Für diese Wahl muss der Mensch die Verantwortung übernehmen, wenn er im Modus der Authentizität existieren möchte. Andernfalls existiert er im Modus der Unaufrichtigkeit.

So gesehen hat der Mangel des Für-sich einen positiven Aspekt: Er bringt den Begriff der Verantwortung ins Spiel. Wäre alles nur ein Spiegel der Logik, dann wäre das Verhältnis von Ontologie und Ethik eine Art von Algorithmus. Man könnte die Entscheidungsfindung einem

Computer überlassen. Da es aber keine entsprechende Logik gibt, existiert auch kein passender Algorithmus. Der Mensch ist auf sich selbst verwiesen. Er existiert in *Verlassenheit*.

Wahl und Verantwortung, als untrennbare Einheit betrachtet, sind für Sartre die entscheidenden Merkmale der Personalisierung. Dabei liegt die Betonung auf dem Wörtchen ‚und‘. Denn eine Nicht-Wahl ist unmöglich, sowohl für den Unaufrichtigen als auch für den Authentischen. Man muss so oder so wählen, aber der Authentische übernimmt für diese Wahl die Verantwortung! Authentizität ist nur möglich im Rahmen der Anerkennung dieses Sachverhaltes. Authentizität bedeutet demnach: Anerkennung der vorgegebenen Strukturen der menschlichen Existenz. Unaufrichtigkeit steht im Gegensatz zur Authentizität. Sie beinhaltet eine Nicht-Anerkennung dieser Strukturen. Indem man zum Beispiel dem Computer die ethische Entscheidungsfindung überlässt, wird man unaufrichtig. Man ignoriert die Strukturen der menschlichen Existenz.

Der Geist der Ernsthaftigkeit

Eine logische Verbindung zwischen Ontologie und Ethik würde der Freiheit widersprechen. Das moralische Verhalten entspräche dann dem Resultat eines Algorithmus und könnte im Prinzip von einer Rechenmaschine erzielt werden. Dem widerspricht Sartre mit seinem Begriff der Wahl und der Verantwortung. Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt heißt: Man muss sich selbst wählen und sollte für diese Wahl die Verantwortung übernehmen. Bei diesem Prinzip handelt es sich nicht um eine logische Schlussfolgerung aus den ontologischen Vorgegebenheiten, sondern um ein Axiom des Existenzialismus. So wie das Parallelen-Axiom der Euklidischen Geometrie nicht logisch aus den vier anderen Axiomen abgeleitet werden kann, so ist auch dieses existentielle Axiom eine zusätzliche Voraussetzung.

Das existentielle Axiom der Wahl wird allerdings nicht grundlos eingeführt. Das Verhältnis ist ähnlich wie beim Parallelenaxiom. Dieses kann zwar nicht logisch aus den vier anderen Axiomen abgeleitet werden, aber es hat doch eine gewisse anschauliche Plausibilität, so dass man sagen kann, dass es zwar begründet ist, dieses Axiom einzuführen, dass diese Begründung aber nicht einer logisch einwandfreien Schlussfolgerung entspricht. Die Einführung dieses Axioms beruhte vielmehr auf der Interpretation einer Erfahrungsmathematik, die Euklid zur Verfügung stand. Auf Grund dieser Praxis hielt Euklid das Parallelenaxiom für hinreichend evident. Ähnlich ist es mit Sartres Axiom der Wahl. Man kann es nicht logisch begründen, aber es beruht auf einer hinreichenden phänomenologischen Evidenz.

Die Plausibilität für das Axiom der Wahl liegt in der Erfahrbarkeit eines Phänomens, das Sartre in Anknüpfung an Kierkegaard *Angst* nennt. Er schreibt zu diesem Begriff:

*In der Angst erfasse ich mich als total frei und gleichzeitig als gar nicht
verhindernd könnend, daß der Sinn der Welt ihr durch mich geschieht. (Sartre, Das
Sein und das Nichts)*

*Dans l'angoisse, je me saisis à la fois comme totalement libre et comme ne
pouvant pas ne pas faire que le sens du monde lui vienne par moi. (Sartre, L'être
et le néant)*

Die phänomenologische Ontologie Sartres beschreibt Erfahrungen, die der Mensch mit sich selbst und der Welt macht. Er erlebt, dass die Welt ein Manko aufweist, einen Mangel an Sinn, und er erfasst mit diesem Mangel an Sinn auch die Notwendigkeit, diesen Sinn selber zu erfinden. Der Sinn kommt demnach letzten Endes vom Menschen zur Welt. Dieser erlebt diese Sinngebung als Angst,

als Angst vor sich selbst, vor seiner Verantwortung sich selbst und der Welt gegenüber. Mit dem Sinn kommen auch die ethischen Werte in die Welt, denn der Wert ist offensichtlich an den Sinn gebunden. Folglich ist der einzelne Mensch nicht nur für den Sinn, sondern auch für die Werte, welche die Welt strukturieren sollen, verantwortlich.

Viele Menschen haben jedoch die Tendenz, dieser Verantwortung zu entfliehen. Sartre nennt diese Art der Flucht vor der Angst den *Geist der Ernsthaftigkeit* und er positioniert die Ernsthaftigkeit in Opposition zur Angst:

...sie (die Angst) steht im Gegensatz zum Geist der Ernsthaftigkeit, der die Werte von der Welt aus erfaßt und in der beruhigenden, verdinglichen Substantifizierung der Werte liegt. (Sartre, Das Sein und das Nichts)

...elle s'oppose à l'esprit de sérieux qui saisit les valeurs à partir du monde et qui réside dans la substantification rassurante et choisiste des valeurs. (Sartre, L'être et le néant)

Der Geist der Ernsthaftigkeit behauptet, der Sinn und die Werte seien Eigenschaften des Seins und man müsse nur das Sein ernsthaft erforschen, um darin den Sinn und die Werte entdecken zu können. So gesehen wären sie Ergebnisse einer wissenschaftlichen Forschung. Ein Beispiel dafür sieht Sartre in Karl Marx. Sartre schreibt:

Marx hat das erste Dogma der Ernsthaftigkeit aufgestellt, als er die Priorität des Objekts vor dem Subjekt behauptete, und der Mensch ist ernsthaft, wenn er sich als Objekt nimmt. (Sartre, Das Sein und das Nichts)

Marx a posé le dogme premier du sérieux lorsqu'il a affirmé la priorité de l'objet sur le sujet et l'homme est sérieux quand il se prend pour un objet. (Sartre, L'être et le néant)

In der Sichtweise Sartres ist der Mensch für Marx ein Objekt in einer Welt der Objekte. Diese Objektwelt ist durch objektive Gesetze geprägt und die Aufgabe der Wissenschaften besteht darin, diese objektiven Gesetze zu erforschen. Aus den Resultaten dieser wissenschaftlichen Ergebnisse lassen sich dann Handlungsanweisungen ableiten. Auf diese Weise wird die politische Revolution zu einer logisch-wissenschaftlichen Konsequenz. Abweichungen von diesem Schema sind nur durch spezielle Interessen zu erklären, durch die Interessen der Ausbeuter. Die Interessen der Ausgebeuteten und die objektive Sichtweise des Wissenschaftlers sind jedoch im Einklang und werden am Ende siegen. Das ist der Geist der Ernsthaftigkeit im Sinne des orthodoxen Marxismus. Die Subjektivität spielt in diesem Kontext so gut wie keine Rolle.

Sartre stellt an anderer Stelle fest, dass Marx nicht immer mit dieser Sichtweise identifiziert werden kann, zum Beispiel wenn er den Begriff des Gesamtmenschen einführt. Der Gesamt Mensch ist selbstverständlich durch zwei Aspekte geprägt, durch die Objektivität seiner Verhältnisse und durch die Subjektivität seiner Situation. Also kann man, wenn man den Gesamt Menschen verstehen möchte, nicht auf den Begriff der Subjektivität verzichten. Der Grundfehler des orthodoxen Marxismus besteht darin, dass er die Kategorie der Subjektivität marginalisiert, teilweise auch im Gegensatz zu Marx.

Richtig wäre dagegen, die Subjektivität zu berücksichtigen, denn die Subjektivität bringt den entscheidenden Punkt des Für-sich in Spiel, den Mangel an Identität und die Tatsache, zur Freiheit verurteilt zu sein. Wie die objektiven Verhältnisse auch sein mögen, man muss sich zu diesen Verhältnissen positionieren, ihnen einen Sinn geben und zumindest versuchen, die dazugehörigen

Werte zu realisieren. Immer handelt es sich dabei auch um einen Selbstentwurf und um einen Weltentwurf, niemals nur um objektive Verhältnisse.

Es gibt nach Sartre mehrere Möglichkeiten, die Subjektivität auf die Bühne zu bringen. Dazu gehören die Begriffe ‚Spiel‘ und ‚Ironie‘. Beide Begriffe offenbaren eine gewisse Selbstdistanzierung, ein Manko an Identität, ein bestimmtes Maß an Nichtübereinstimmung mit sich selbst. Man weiß genau, dass man die Regeln des Spiels selbst erfunden hat, aber man führt das Spiel mit großer Ernsthaftigkeit aus. Ironie, eine Form der bewussten Verstellung, eine Art von Schalk, ein frivoles Spiel höherer Mächte, die Ironie des Schicksals, die Ironie der Geschichte, auf jeden Fall ein Mangel an Identität, also ein Ausdruck der Freiheit. Sartre schreibt dazu:

Das Spiel dagegen befreit wie die Kierkegaardsche Ironie die Subjektivität. Denn was ist ein Spiel anderes als eine Tätigkeit, deren ersten Ursprung der Mensch ist, deren Prinzipien der Mensch aufstellt und die nur nach den aufgestellten Prinzipien Konsequenzen haben kann? (Sartre, Das Sein und das Nichts)

Le jeu, en effet, comme l'ironie kierkegaardienne, délivre la subjectivité. Qu'est-ce qu'un jeu, en effet, sinon une activité dont l'homme est l'origine première, dont l'homme pose lui-même les principes et qui ne peut avoir de conséquences que selon les principes posés. (Sartre, L'être et le néant)

Anstelle des marxistischen Begriffs der objektiven Verhältnisse ist also der marxistische Begriff des Gesamtmenschen zu setzen und dieser entspricht einer Dialektik von Objektivität und Subjektivität, also einem Mangel an Identität. So sehr die objektiven Verhältnisse auch den Menschen bedrängen, er muss sich zu dieser Bedrängnis verhalten, er muss mittels eines Selbstentwurfes zu einem Weltentwurf kommen, der es ihm gestattet, als Wesen der Zeitlichkeit die vorgegebenen objektiven Strukturen in neue zukünftige Strukturen zu verwandeln.

Sartres existentieller Marxismus

Offensichtlich ist das Verhältnis Sartres zu Marx ambivalent. Einerseits bezeichnet er den Historischen Materialismus als eine fruchtbare Arbeitshypothese, andererseits beklagt er den Geist der Ernsthaftigkeit gerade bei Marx. Wie ist dieser Widerspruch zu deuten? Nach meiner Analyse liegt das an der Widersprüchlichkeit der marxistischen Positionen. Man kann eben bei Marx herauslesen, dass er jegliche Subjektivität ablehnt und die Relevanz der objektiven Verhältnisse einseitig betont, man kann aber auch ausgewogenere Positionen bei ihm finden, zum Beispiel, wenn er den Begriff des Gesamtmenschen ins Spiel bringt.

Sartre deutet den Gesamtmenschen als eine Dialektik von Subjektivität und Objektivität. Damit werden die objektiven Verhältnisse nicht verleugnet oder auch nur marginalisiert, sie werden vielmehr zur Subjektivität in ein korrektes Verhältnis gesetzt. Und zu diesem korrekten Verhältnis gehört eben der Mangel an Identität des Für-sich, der Selbstentwurf, der gleichzeitig ein Weltentwurf ist.

Wie soll man auf die vorgegebenen objektiven Strukturen reagieren? Soll man sich anpassen, soll man zum Revolutionär werden? Offensichtlich lassen sich solche Fragen nur auf der Basis einer ethischen Entscheidung beantworten. Man braucht sozusagen einen kategorischen Imperativ, eine Maxime des eigenen Handelns. Wie gezeigt wurde, lässt sich eine solche Maxime nicht auf den Vorgegebenheiten logisch deduzieren. Vielmehr muss man für die eigene Maxime die Verantwortung übernehmen. Man muss wählen und sich der Verantwortung für diese Wahl stellen. Im Grunde muss

man sagen: Es ist nicht so, dass ich diesen kategorischen Imperativ gewählt hätte. Es ist vielmehr so, dass mit diesem Kategorischen Imperativ eine neue Person das Licht der Welt erblickt. *Denn Ich bin meine Wahl!* Mit der Wahl hat die Person sich sozusagen selbst erschaffen. Es handelt sich um eine *creatio ex nihilo*.

Dieser Prozess der Selbstbestimmung ist auch bei Karl Marx zu identifizieren. In seiner Kritik zur Hegelschen Rechtsphilosophie findet man den folgenden Text:

Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei , also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist...(Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie)

Marxens kategorischer Imperativ lautet demnach, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist. Es ist plausibel, auch bei Sartre einen solchen kategorischen Imperativ zu unterstellen. Dieser kategorische Imperativ ist für beide Philosophen nicht weiter begründbar, er ist vielmehr die Voraussetzung für alle weiteren Begründungen. Es handelt sich um ein *ethisches Axiom*. Man könnte dieses Prinzip ein Axiom des existentiellen Marxismus nennen. Der existentielle Marxismus Sartres ist demnach ein Humanismus. Für ihn ist der Mensch das höchste Wesen und es kommt darauf an, eine Welt zu schaffen, in der das höchste Wesen auch das höchste Wesen sein kann.

